

# Lineares, zyklisches und zylindrisches Zeitmodell

Welches vermag das Geheimnis der Eucharistie  
am besten zu erschließen?

*Sigmund Bonk*

## 1. Über das Geheimnis der Eucharistie

Bekennende Katholiken finden sich immer wieder mit dem Vorwurf konfrontiert, dass doch zumindest ihre Auffassung von Eucharistie „oder Abendmahl“ unverständlich sei, da sie dem gesunden Menschenverstand klar widerspreche. Nachgefragt, warum dies denn der Fall sei, stellt sich des Öfteren die Antwort ein: „Von manch anderem abgesehen, einfach schon deswegen, weil sich Leib und Blut Christi nicht heute auf dem Altar einer katholischen Kirche und zugleich vor etwa zweitausend Jahren auf dem Kreuzeshügel bei Jerusalem befinden können. Ein solcher Gedanke ist einfach widersinnig. Demgegenüber ist die reformatorische Rede von einem Gedächtnismahl problemlos nachvollziehbar.“

„Von manch anderem abgesehen“, scheint die Ablehnung des katholischen Eucharistieverständnisses somit zumindest auch mit dem rechten Verständnis von Zeit zusammenzuhängen. Diese Vermutung bestätigt sich bei der Lektüre des „Katechismus der Katholischen Kirche“ (KKK). Wer hier den für die Lehre von der Eucharistie zentralen Unterartikel V „Das sakramentale Opfer: Danksagung, Gedächtnis, Gegenwart“ (im 2. Teil, 2. Abschnitt, Artikel 3) aufschlägt, wird die auffällige Häufung eines Adjektivs der Zeit bemerken – die Rede ist von dem Wort „gegenwärtig“. Auf knapp sieben Seiten ist dieses nicht weniger als etwa 20 Mal anzutreffen. Zur dichtesten Häufung kommt es unter dem Stichwort „Opfergedächtnis Christi“ in den Artikelnummern 1362 bis 1372.

Hier eine der zentralen Passagen: „Die Liturgie ist das Gedächtnis des Pascha Christi, die sakramentale Vergegenwärtigung und Darbringung eines einzigen Opfers in der Liturgie seines Leibes, der Kirche. In allen Hochgebeten finden wir nach den Einsetzungsworten ein Gebet, das *Anamnese* oder Gedächtnis genannt wird. Im Sinn der Heiligen Schrift ist das *Gedächtnis* nicht nur ein Sich-Erinnern an Ereignisse der Vergangenheit, sondern die Verkündigung der großen Taten, die Gott für die Menschen getan hat. In der liturgischen Feier dieser Ereignisse werden sie gegenwärtig und wieder lebendig. [...] Wenn die Kirche Eucharistie feiert, gedenkt sie des Pascha Christi; dieses wird [aber auch] gegenwärtig. Das Opfer, das Christus ein für allemal dargebracht hat, bleibt stets gegenwärtig wirksam. [...] Die Eucharistie ist also ein Opfer, denn sie stellt das Opfer des Kreuzes dar (und macht es dadurch gegenwärtig)“.

Eine Sache „gegenwärtig machen“ ist sicherlich etwas anderes und deutlich mehr als sich diese nur „im Bewusstsein zu vergegenwärtigen“. Der Vollzugsort hierfür wäre

das Gedächtnis, derjenige für das Erste aber ist die äußere Wirklichkeit in Raum und Zeit bzw. die jeweilige reale Gegebenheit („Präsenz“) für Sinne und Verstand. Wir können den zitierten Text des Katechismus somit durch die Aussage ergänzen: Wann immer der Priester in der Eucharistiefeyer das Opfer Christi wiederholt und die Wandlungsworte spricht, handelt er *in persona Christi* und es ereignet sich das Opfer dieses selben (einen) Christus auf dem Altar (vgl. KKK, Nr. 1368). Das mit dem Letzten Abendmahl begonnene und mit dem Tod Jesu am Kreuz abgeschlossene Opfer wird somit in jeder eucharistischen Feier erneut *Gegenwart*.<sup>1</sup> In den Akten des Konzils von Trient findet sich dieser Gedanke noch zugespitzt ausgedrückt, indem die Konzilsväter dezidiert von einem „einzigem Opfer“ sprechen. Die zentrale Passage wird denn auch KKK, Nr. 1367, zitiert: „Das Opfer Christi und das Opfer der Eucharistie sind *ein einziges Opfer*. ‚Denn die Opfergabe ist ein und dieselbe; derselbe, der sich selbst damals am Kreuz opferte, opfert jetzt durch den Dienst der Priester; allein die Weise des Opfers ist verschieden‘. ‚In diesem göttlichen Opfer, das in der Messe vollzogen wird, [ist] jener selbe Christus enthalten und [wird] unblutig geopfert [...] der auf dem Altar des Kreuzes ein für allemal sich selbst blutig opferte‘ (Konzil von Trient: DS 1743).“

Hier erhebt sich nun allerdings eine Frage, die etwa Peter van Briel sehr deutlich ausspricht, wie man sich nämlich diese „Vergegenwärtigung“ des einmaligen Opfers in einer jeden Eucharistiefeyer verständlich machen könne: „Der entscheidende Begriff ist ‚Vergegenwärtigung‘. Das Opfer Christi war ja auch schon am ersten Gründonnerstag im Abendmahlssaal *gegenwärtig*, ohne dass Jesus am nächsten Tag sein Opfer am Kreuz wiederholt hätte [...]. Wenn es sich bei der Messfeier also um eine Vergegenwärtigung des Opfers Christi handelt, dann ist damit [mit diesem Ausdruck allein] der Sachverhalt allerdings noch nicht transparenter geworden.“<sup>2</sup>

Van Briel wirft offenbar ganz zu Recht die Frage nach der genaueren Bedeutung von „Vergegenwärtigung“ auf, beantwortet sie dann aber leider nicht wirklich. Er verweist stattdessen auf den Umstand, dass das Geschehen der Erlösung von uns Menschen auch selbst angenommen werden müsse, um für uns heilswirksam zu werden. Das ist sicherlich zutreffend, trägt aber zum Verständnis von „Vergegenwärtigung“ kaum bei. Das „Entscheidende“ findet sich indessen in einem bereits alten Buch trefflich ausgedrückt: „Hinter“ unserer vergänglichen Welt befindet sich die *ewige*. Und Geburt, Taufe, Selbsthingabe, Tod und Auferstehung Jesu Christi, so dessen Verfasser Abt Ansgar Vonier OSB (1875–1938), haben in der ewigen Welt dauernde, unveränderliche – ebenfalls ewig bestehen bleibende – Wirklichkeiten hinterlassen, die unter bestimmten Umständen sozusagen gnadenhaft „hineinragen“ in die empirische Welt:

„Die Begebenheiten des Lebens Christi sind immer noch mit uns. Sind mit uns in ihren stets fortdauernden Auswirkungen, freilich geheimnisvoll [...] Mit diesem

---

<sup>1</sup> Sehr prägnant findet sich dieser Gedanke – auf die Sakramentalität insgesamt ausgeweitet – bei Michael Sticklebroeck („Die Sakramente als Konkretion der Heilsgeschichte“, in: FKTh 29 [2013] 185) formuliert: „Die Sakramente machen es möglich, dass die Menschen einer späteren Zeit an einem schon lange vergangenen, unwiederholbar-einmaligem geschichtlichen Ereignis teilnehmen können und dieses mitvollziehen.“

<sup>2</sup> P. van Briel, Grundkurs zum Glauben. Der Glaube der katholischen Kirche in 24 Katechesen erklärt, München 2016, 333.

Ganz in diesem Sinne sagt Joseph Ratzinger über die Vielzahl der Opfer, wie sie im AT beschrieben werden, dass es „keine Gleichzeitigkeit mit ihnen geben“ kann: Sie bleiben „für uns letztlich unerreichbar“ (J. Ratzinger, / Benedikt XVI., Der Geist der Liturgie. Eine Einführung, Freiburg i. Br. 2013, 49.

Bereich des geheimnisvoll fortlebenden Christus ist nun gerade die Liturgie beschäftigt. Sie allein bringt jene einzigartige, ursprüngliche Form der Religion zum Ausdruck, die wir Katholizismus nennen. Hier geschieht viel mehr als nur ein Erinnern an die großen Dinge, die Gott für uns getan hat. Auch viel mehr als nur ein Sprechen davon. Wir bejahen mit größtem Nachdruck das Bestehen und Vorhandensein einer geistigen Welt, die in Christi Leben ihren Ursprung hat und die doch immer bei uns ist. Dies spricht die Liturgie deutlich in der ihr eigenen Sprache aus. Wir erinnern uns nämlich in der Feier der christlichen Feste nicht nur wie an Geschehnisse in der Vergangenheit, denen wir vielleicht auch noch einen nachhaltigen Einfluss auf die Gegenwart zugestehen: Hier ist viel mehr! Wir treten in die Gnadenfülle selbst ein, die der Herr uns hinterlassen hat, die immer bleibt, die keine Missetat der Menschen jemals zunichte machen kann.“<sup>3</sup>

Der Begriff der „Vergegenwärtigung“ zielt somit unmittelbar auf dieses zentrale Geheimnis<sup>4</sup> der Eucharistie ab: Auf die Realpräsenz der wichtigsten Begebenheiten im Leben Jesu Christi in der je erneuerten Gegenwart der gottesdienstlichen Feier. Nur deswegen kann es nach dem Aussprechen der Wandlungsworte durch den Priester auch zur Realpräsenz von Leib und Blut Christi auf dem Altar kommen. Eine solche „Vergegenwärtigung“ hat nun offensichtlich auch einiges mit „Wiederholung“ zu tun. Irgendwie scheint sich in der Eucharistie das Passionsgeschehen von vor knapp 2000 Jahren zu *wiederholen*. Andererseits gibt es nur eine Passion Christi, nur ein *einziges* Opfer. Joseph Ratzinger fasst das Problem der „Wiederholung bei bleibender Einmaligkeit“ in diese Worte:

„Das Ephapax (einmal) ist mit dem Aionios (immerwährend) verbunden. Das ‚Heute‘ umfaßt die ganze Zeit der Kirche. Weil es so ist, wird in der christlichen Liturgie nicht nur aus Vergangenen ausgeteilt, sondern es ereignet sich Gleichzeitigkeit mit dem, was diese Liturgie begründet. Das ist der eigentliche Kern und die wahre Größe der Eucharistiefeier, die immer mehr ist als Mahl – Hineingerissenwerden in die Gleichzeitigkeit mit dem Paschamysterium Christi, in seinen Überschnitt aus der Zeit der Vergänglichkeit vor das Angesicht Gottes hin.“<sup>5</sup>

Aber wie ist ein solches „Hineingerissenwerden“ genauer zu verstehen? Es erhebt sich hier unausweichlich die Frage nach dem rechten Verstehen von *Zeit*. Das Opfer von Golgotha, um es noch einmal anders zu formulieren, tritt mit seinem überzeitlichen Wirklichkeitsgehalt aus dem Aion heraus in die unmittelbare Gegenwart – und dies immer wieder. Auf diese Weise wird die liturgische Opferfeier zu einem geradezu erschütternden Wirklichkeitserleben. Gelegentlich kann man es

---

<sup>3</sup> Abt A. Vonier OSB, *Klassischer Katholizismus*. Aus dem Englischen übertragen von A. Schmitt, Freiburg i. Br. 1933, 73f.

<sup>4</sup> Um dieses zentrale Geheimnis sind gleich Ringen weitere Geheimnisse gelegt, vor allem „Anamnese“ und „Communio“. Zu letzterem Aspekt hat der heilige Albert einen schönen Gedanken beigetragen: „Alle sollen eins sein und Gemeinschaft haben, wofür die heilige Kommunion das Zeichen ist. So werden sie also Gott dargebracht und geheiligt. Denn die Brotgestalt der heiligen Kommunion, die in den Leib Christi gewandelt wird, ist aus vielen reinen Körnern bereitet – und ebenso ist die Kirche aus vielen Gläubigen zusammengefügt [...] Ebenso ist es beim Kelch, in den so viele Trauben flossen. Die Einheit der Kirche und die Gemeinschaft ihrer Glieder untereinander wird also durch die für das Sakrament erwählte Materie abgebildet“ (Albertus Magnus, *Über die Eucharistie. Kommentar zur heiligen Messe ‚De mysterio missae‘* und ausgewählte Passagen aus ‚De corpore Domini‘, eingeleitet von R. Meyer und übersetzt von M. Schlosser, Einsiedeln 2017, 128f.

<sup>5</sup> Ratzinger, a.a.O., S. 50.

selbst erspüren: Vom Altar aus überflutet den Priester und die mitfeiernde gläubige Gemeinde ein Strom von Entsetzen, Mitleid, Liebe, Zuneigung, Staunen, Freude, Dankbarkeit und Bußgesinnung. Die Ewigkeit bricht machtvoll durch in das Heute. Und dieses öffnet sich untergründig spürbar hin zum Eschaton.

Es muss hier geradezu gefragt werden: Welches Verständnis von Zeit bietet sich an, um dem geschilderten Sachverhalt, der als solcher nicht weiter hinterfragt werden soll, gerecht zu werden?

Unser neuzeitliches, alltägliches Zeitverständnis ist das eines langen „Zeitpfeiles“. Dieses *lineare Zeitmodell* symbolisiert die folgenden Grundgedanken: Zeit verläuft eindimensional in eine Richtung, von der Vergangenheit über die Gegenwart hinaus zur Zukunft hin. Der „Zeitpfeil“ biegt sich nicht – und schon gar nicht auf sich selbst zurück. Was immer geschieht, es ist, streng genommen, stets etwas Neues, genau so zuvor *nie* Dagewesenes. Diesem Modell zufolge gibt es somit prinzipiell kein Ereignis, das eine „Wiederholung“ darstellte – ist der eindimensionale Zeitpfeil ja in steter Bewegung nach „vorne“ begriffen: Was gewesen ist, ist gewesen und kommt genau so auch niemals zurück. Die Gegenwart ist hier eine infinitesimal kleine Strecke, denn sie wird rasend schnell verfolgt von der Vergangenheit, die beständig an ihr „nagt“. Vor ihr aber liegt die Zukunft, die noch nicht gegenwärtig ist und vor ihrer Realisierung „flieht“. Es gibt somit eigentlich auch keine bleibende, „stehende“ Gegenwart (*nunc stans*) und selbstverständlich noch weniger eine Gegenwart des Vergangenen. Alles fließt dahin, die Gegenwart entzieht sich systematisch dem Erleben und der Fluss der Zeit ist ein solcher ohne Wiederkehr. Im Unterschied zu „wirklichen“ Flüssen wird der Fluss im metaphorisch verstandenen linearen Zeitverständnis für gewöhnlich allerdings so aufgefasst, als fließe er „nach oben“. So will es jedenfalls der gewöhnliche Zusammenhang dieses Modells mit dem Gedanken des Fortschritts. Unsere Zeit bzw. die Geschichte erklimmt sukzessive höhere Stufen der Zivilisation bzw. Kultur.

Ein solcher Begriff von Zeit scheint kaum geeignet zu sein, um das Geheimnis der Eucharistie verständlicher werden zu lassen. Wie sollte etwas erneut Gegenwart werden können, das einst bereits gewesen und somit per definitionem („streng genommen“) unwiderruflich für immer vergangen, „einfach vorbei“ ist? Es ließe sich geistesgeschichtlich nachweisen, dass es dieser neuzeitliche Zeitbegriff ist, der in der Epoche der Reformation dominant geworden ist. Und vor diesem Hintergrund kann Eucharistie tatsächlich kaum anders denn als Gedächtnismahl gedeutet werden. Es gibt hier insbesondere auch keine herausragenden Phasen von „Fülle der Zeit“ – jeder Zeitabschnitt steht gleichberechtigt, individuell und gewissermaßen „demokratisiert“, neben allen anderen. Das Vergangene kommt auch nie wieder – aber es kann erinnert werden. Der wahre und exklusive Ort der Vergangenheit ist somit das menschliche Gedächtnis.

Auch im katholischen Eucharistieverständnis spielt, wie erwähntes es, die Erinnerung (*Anamnese*) an das Leiden und den Opfertod Jesu Christi eine bedeutende Rolle – aber eben nicht die einzige und noch nicht einmal die bedeutendste. Diese eignet nämlich dem genannten Gedanken der „Vergegenwärtigung“ des Opfers durch den Priester am Altar. Immer wieder kehrt der Priester mit seinen heiligen Handlungen und Worten zum ursprünglichen Opfer in die Vergangenheit selbst zurück. Legt sich da nicht der Gedanke nahe, dass das *vorneuzeitliche* Zeitverständnis dem Geheimnis der Eucharistie am besten gerecht wird? Dieses aber ist das – mit Phasen einer „Fülle der Zeit“ verbundene – *zyklische*. Die Zeit wird hier nicht mittels einer Linie, sondern mithilfe eines Kreises symbolisiert, der für die Wiederkehr derselben Ereignisse steht. Sehen wir uns dieses für ein besseres Verständnis der Thematik „Eucharistie“ so vielversprechend wirkende zyklische Zeitmodell somit

etwas näher an. Dazu empfiehlt sich ein erster Orientierung suchender Blick in die Kulturgeschichte.

## 2. Das zyklische Zeitmodell

Das zyklische Zeitmodell darf mit Recht „archaisch“ genannt werden. Wir treffen es, bedingt durch den regelmäßigen Wechsel etwa der Mondphasen, der Jahreszeiten, der Regenzeiten, Nilüberschwemmungen und dergleichen mehr in praktisch allen frühen Hochkulturen an. Der protestantische Alttestamentler Gerhard von Rad (1901–1971) sah in dem linearen Zeitbegriff eine Errungenschaft des alten Israel. Erst mit der Überwindung der polytheistischen Fruchtbarkeitskulte durch den Monotheismus, in Einklang mit der Heilsgeschichte Israels, habe das sinnennahe und lange schon tradierte Verständnis aufgebrochen werden können.<sup>6</sup>

Bei Heraklit geht das ganze All in periodischen Abständen in einem Weltenbrand unter, um sich aus der Asche immer wieder neu zu formen. Im Hintergrund steht der Mythos vom Vogel Phönix, der sich auch bereits bei den Ägyptern findet (als Vogel „Benu“). Auch Empedokles ist von diesem Mythos – sowie von Heraklit – beeinflusst. Er kennt nur den Wandel der Zusammensetzungen von vier Elementen, ohne absoluten Anfang des Weltganzen und ohne dessen völlige Vernichtung. Für Herodot ist jedes irgendwie bedeutende historische Geschehen stets auch für die Gegenwart von Bedeutung. Aus der Geschichte lässt sich viel lernen. Gerade in dieser Überzeitlichkeit des Historischen zeigt sich auch noch die Nähe Herodots zum Mythos: Was bereits den homerischen Helden widerfahren war – die Schicksale des Kroisos, Kyros, Darius und anderer wiederholen es auf ihre je eigene Weise erneut. Und, mehr oder weniger abgewandelt, wird es so auch weitergehen bis in alle Ewigkeit. Ohne Herodot ist die Leistung des zweiten großen Historikers des antiken Griechenlands undenkbar. Man bezeichnet Thukydides dennoch zu Recht als den Urheber der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung. Von ihm an verbindet sich das Liebäugeln mit dem zyklischen Denken weniger häufig mit einer Neigung zum mythischen Denken als vielmehr mit dem Wunsch nach strenger Objektivität, wenn nicht gar Wissenschaftlichkeit. Objektivität scheint aber Regularität zur Voraussetzung zu haben. Nicht der Friedenszeit, sondern dem Krieg mit den gewaltigen Umwälzungen in seinem Gefolge gilt sein ganzes Interesse. Diesen Krieg betrachtete Thukydides aus der Sicht des nüchternen empirischen Anthropologen und des emotionslos machtpolitisch urteilenden Kausalforschers. Die menschliche Natur bleibt sich immer gleich – und zu dieser gehört das „Kriegerische“, der Wille Kriege zu führen, nun einmal dazu. Deswegen wird es unter bestimmten Voraussetzungen (die benannt werden) immer Kriege geben, deren Vorgeschichte, Abläufe und Nachgeschichte sich ähnelnde Strukturen aufweisen. Platon zufolge lösen gute und schlechte Regierungsformen einander nach einem analogen Schema ab. So folgt auf die Regierung eines gerechten und weisen Herrschers die Machtausübung derjenigen, die faktisch am meisten geehrt werden bzw. selbst am meisten darum bemüht sind, Ehren zu erfahren (die der „Timokraten“); es folgt die Herrschaft der Reichen (der „Oligarchen“), dann die der Demokraten – bis hin zu der schlimmsten Regierungsform, der Tyrannenherrschaft. Wie es von dem Tiefpunkt der Willkür und der allgemein verbreiteten Angst aus wieder „aufwärts“ geht, bleibt etwas unklar. Deutlicher stellt sich die Sache dar in den Schriften des Aristoteles über die

---

<sup>6</sup> Vgl. G. von Rad, Theologie des Alten Testaments. Bd. 1: Die Theologie der geschichtlichen Überlieferung Israels, München 1957 (<sup>10</sup>1992).

Staatsverfassungen, die auch eine Platon-Kritik enthalten. Weiter aber zu Polybios: Im Anschluss an den bewunderten älteren Cato war auch der griechische Historiker römischer Geschichte der festen Überzeugung, in einer Zeit tiefgehender Sittenverderbnis zu leben. Der allgemeine moralische Verfall ist auch für den politischen Niedergang des römischen Imperiums verantwortlich zu machen. *Virtus, labor, iustitia* und *concordia* hätten zu seiner Lebenszeit ausgedient und eine hässliche Mischung aus Selbstsucht, Luxus, Ausschweifung und Korruption sei an deren Stelle getreten. Der Verfall großer Reiche nimmt dabei stets den gleichen Verlauf: Auf eine Höherentwicklung, kulminierend in einer klassischen aristokratischen Periode, folgt stets ein stufenweiser Untergang – bedingt eben durch innere Sittenverderbnis. Die lobenswerte Aristokratie, im ursprünglichen Sinne einer Herrschaft der Edelsten und Besten, degeneriert auch diesem Verlaufsmodell zufolge schließlich über Zwischenstufen hin zur Tyrannei, also zur Willkürherrschaft eines „verrotteten Charakters“.

Wie die des Polybios, so weisen auch die Werke des Cicero und des Sallust eine bemerkenswerte Nähe zum Stoizismus auf. Die Stoiker vertraten aber mehrheitlich eine Art von Pantheismus: Die Wirklichkeit bildet eine große Einheit, die „beseelt“ ist, vergleichbar einer Pflanze oder einem niederen Tier. Es gibt zusätzlich zu jenen Gesetzen, die wir heute Naturgesetze nennen, noch eine irgendwie tiefer reichende, mit ansatzweisem Bewusstsein vollzogene Steuerung des Kosmos – d. i. eine solche durch die „Weltseele“. Wie die Vitalseele im „Mikrokosmos“ Mensch etwa für den Herzschlag und die Lungenbewegung zuständig ist, so die *anima mundi* im „Makrokosmos“ für die Geschicke von Mensch und Tier. Diese Konzeption muss von der eines bewusst handelnden transzendenten Gottes ebenso unterschieden werden wie von dem atheistischen Materialismus etwa eines Demokrit. Es wird hier deutlich, wie gut gerade diese „mittlere“ Position im Blick auf den Themenbereich „Theismus – Atheismus“ mit dem zyklischen Geschichtsverständnis zusammenstimmt. Denn wie eine Weltseele beispielsweise das Blut, die Jahreszeiten und die Gestirne „kreisen“ lässt, so führt sie auch bei mächtigen Reichen und Kulturen immer neue „Auf- und Abschwünge“ herbei. Eng verbunden mit dieser Konzeption ist der Schicksalsglaube. Wie in der Wirklichkeit als ganzer (im „Makrokosmos“), so vollzieht sich auch im Leben der Menschen (in den „Mikrokosmen“) ein je spezifisches, nicht zu beeinflussendes Geschick.

Patristik und Scholastik stehen später jedem Zyklendenken fern, ja feindlich gegenüber. Die Geschichte hat einen mit der Schöpfung anhebenden Anfang und ein Ende im Jüngsten Gericht bzw. in der Erlösung der Menschheit. Bei einigen Theologen wie Joachim von Fiore findet sich eine Art von Weltalter-Lehre und dem damit verbundenen historischen Determinismus, den Karl Popper viel später „Historizismus“ genannt und heftig kritisiert hat,<sup>7</sup> – aber kein Zyklendenken.

Dieses begegnet erst wieder im „Neuheidentum“ eines Niccolò Machiavelli. Dessen Geschichtsbild orientiert sich an dem bereits genannten platonisch-aristotelischen Gedanken eines Verfassungskreislaufes. Nach der goldenen Zeit geordneter Republiken kommt es regelmäßig zum Sittenverfall und schließlich zur Anarchie, welche die Gewalttat eines einzelnen Machthabers beendet, woraus dann unter günstigen – bei Machiavelli stets zufallsbedingten – Umständen irgendwann eine neue Republik hervorgeht. Von Machiavelli beeinflusst war Friedrich Nietzsche. Der Gedanke einer „ewigen Wiederkunft des Gleichen“ bestimmt sein gesamtes späteres Denken fundamental. Karl Löwith bemerkt dazu:

---

<sup>7</sup> K. Popper, Das Elend des Historizismus, (1936 vorgetragen bei einem privaten Treffen; veröffentlicht 1944/45, als Buch 1957).

„So befremdlich, ja absurd diese Lehre erscheinen muss, für Nietzsche selber war sie das grundlegende Erlebnis und Ergebnis seiner reifen Philosophie. Gleich der christlichen Verkündigung, die den Juden ein Stein des Anstoßes und den Griechen eine Torheit war, ist Nietzsches Verkündigung der ewigen Wiederkehr ein Ärgernis und eine Torheit für die, welche noch an die Religion des Fortschritts oder auch eines fortschreitenden Verfalls glauben. Ob töricht oder weise, die Lehre von der ewigen Wiederkehr ist der Schlüssel zu Nietzsches Philosophie und erhellt zugleich ihre geschichtliche Bedeutung, indem sie die Kontroverse zwischen dem frühen Christentum und dem klassischen Heidentum wieder aufleben lässt.“<sup>8</sup>

Besagte Kontroverse wird von Oswald Spengler, bei deutlicher Parteinahme gegen das christliche Geschichtsverständnis, aufgegriffen und konsequent fortgeführt. Spengler will, in der erklärten Nachfolge Goethes und Nietzsches,<sup>9</sup> die großen Menschheitskulturen nach der Analogie von aufkeimenden, wachsenden, blühenden, verblühenden und schließlich wieder spurlos verschwindenden Pflanzen betrachten. Er verteidigt ebenso vehement wie beredt (vgl. „Untergang“, Erster Band, Zweites Kapitel, Zweiter Abschnitt) seinen von den griechischen Tragödiendichtern und von Goethe übernommenen, weit zurückreichenden Begriff einer „Schicksalsidee“. Das „Kausalitätsprinzip“ ist, dieser „Idee eines *fatum*“ gegenüber, flach, empfindungs- und geistlos. Sensible und insbesondere geniale Naturen fühlen die Macht des Schicksals in ihrem Leben, desgleichen ist „wirkliche Geschichte“ immer „schicksalsschwer“. Das verborgene Leben von Pflanzen entzieht sich, nicht anders als das von „Kulturen“, weitgehend dem begrifflich und kausal operierenden Verstand. Dieses „Leben von Kulturen“ kann man insgesamt Schicksal nennen – die Bedeutung dieser Aussage erschließt sich allerdings nur dem intuitiven, empfindenden und nichtabstrakten Denken. Vor diesem Schicksalsglauben ergibt die Spenglersche Zyklentheorie auch durchaus einen gewissen Sinn. Aber bei Ablehnung desselben fehlt dem Zyklengedanken sozusagen jeglicher metaphysischer Halt, die eigentliche „Substanz“. Und es hat den Anschein, als würde einiges für die Ablehnung sprechen. Diese ganze kulturgeschichtliche Orientierung über das zyklische Geschichtsmodell scheint somit auf den einfachen Schluss hinauszulaufen, dass sich das alte Denken ohne die es begleitenden Annahmen eines *fatum* und einer *anima mundi* heute nicht mehr so recht plausibel machen lässt.<sup>10</sup> Die gegenwärtige Wissenschaft der Kosmologie deutet zudem stark darauf hin („Urknallhypothese“), dass es – im Gegensatz zu den Überzeugungen etwa noch Nietzsches und Spenglers –

---

<sup>8</sup> K. Löwith, Weltgeschichte und Heilsgeschehen, Stuttgart 1967, 196.

<sup>9</sup> Vgl. O. Spengler, Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte, Köln 2017, 9.

<sup>10</sup> Simplicios (lateinisch Simplicius, ein später Neuplatoniker, er lebte von etwa 485 bis 550 im oströmischen Reich) vertritt in seinen Aristoteles-Kommentaren eine faszinierende Theorie der Zeit, darin die unveränderliche Ewigkeit (das Aion) von zwei weiteren „Zeiten“ unterschieden wird. Dabei handelt es sich um die uns geläufige „physische“ Zeit (ganz aristotelisch als „Maßzahl der Bewegung“ verstanden) und um die mit der Weltseele koordinierte „erste Zeit“. Das Aion vermöge weder den Fluss der physischen Zeit zu bewirken noch alles in Bewegung Befindliche umgreifend zu ordnen. Erst die erste Zeit verleihe dem Werdenden und in Bewegung Befindlichem seine relative Einheit. Die erste Zeit des Simplicios steht somit ontologisch über der fließenden „Messzeit“ aber unter dem Aion; ihr metaphysischer Ort ist die Weltseele (*anima mundi*).

Diese Vorstellung einer „ersten Zeit“, die aber wandelbarer und dynamischer ist als die „starre“ Ewigkeit, gleicht ein wenig meinen eigenen weiter unten erläuterten Vorschlägen (Stichwort: „die horizontale Mitte des Seils“). Vgl. zu Simplicios: E. Sonderegger, Simplicios: Über die Zeit, Göttingen 1982, 63-79.

überhaupt keine „ewigen Kreisläufe der Himmelskörper“ gibt. Diese aber stellten den intuitiven Hintergrund des Zyklenmodells dar und machten manches von seinem Reiz aus.

Der Blick auf die Geschichte der historischen Zyklenlehre legt zudem eine weitere Konklusion nahe: Neuere derartige Theorien der Geschichte sind oft mit einem fragwürdig hohen Anspruch auf historische *Wissenschaftlichkeit* verbunden. Man wünscht sich (oder postuliert) regelmäßige Abfolgen in der Zeit, um die Geschichte der Menschheit wie ein determiniertes Forschungsobjekt unter anderen sozusagen naturwissenschaftlich (oder zumindest mit der naturwissenschaftlichen Aura umgeben) erforschen zu können. Demgegenüber bliebe festzuhalten: Geschichte hat entschieden mit der menschlichen Freiheit zu tun. Aber auch wenn es anders wäre, gäbe es – wie etwa schon beim Wetter! – vermutlich schlichtweg zu viele Determinanten, um „historische Prozesse“ erschöpfend analysieren, geschweige denn zukünftige Ereignisse auf der Grundlage solcher Analysen vorhersagen zu können. Hinzu kommt für christliche Denker die weitere Beobachtung, dass die klassischen Theologen mit dem historischen Zyklendenken gar nichts anfangen können. So bleibt es wohl bei dem negativen Resultat: Das zyklische Zeitmodell ist zur Klärung zeitlicher Aspekte der Eucharistie ungeeignet.

### 3. Das zylindrische Zeitmodell und ein Resümee

Aber ist diese Schlussfolgerung nicht allzu pauschal oder doch zu wenig differenziert? Wir hatten eingangs ja einen vielversprechenden (theologischen) Grund für ein zyklisches Geschichtsmodell genannt. Im Sakrament der Eucharistie wird das eine Opfer Christi stets aufs Neue verwirklicht. Erfordert dieser Sachverhalt nicht geradezu den weiteren, dass sich die Zeit auf sich selbst zurückzubiegen vermöge? Die scheinbare Bahn der Sonne, die Bewegung der Zeiger einer Uhr: Der Eindruck, Zeit habe mit Kreisbewegungen zu tun, legt sich ohnehin nahe. Wir *messen* die Zeit schließlich gewöhnlich auch mithilfe von Sinneswahrnehmungen, die mit Kreisbewegungen verbunden sind. Und muss das alles nicht so sein? Nein, *muss* es nicht.

Es lassen sich Zeitspannen beispielsweise mithilfe tropfender Wasserhähne messen und auch Quarz- sowie Atomuhren kommen sehr gut ohne „Kreisläufe“ aus. Ein Modell oder anschauliches Schema für die Zeit kann somit durchaus auf alles Zyklische verzichten. Wenn im folgenden Modellvorschlag der Kreis, genauer die Kreisfläche, dennoch („akzidentell“) integriert ist, so nicht zur Versinnbildlichung der Zeit selbst, sondern zur Illustration ihres Verhältnisses zur Ewigkeit: Wie jeder Punkt eines Kreises den gleichen Abstand zum Mittelpunkt aufweist, so ist gewissermaßen jeder Zeitpunkt gleich weit weg (oder „gleich unmittelbar“) zur Ewigkeit.

Wer viele Kreise mit demselben Radius auf Papier zeichnet, die runde Fläche ausschneidet und die einzelnen Elemente übereinander legt, erhält nach einigen Mühen einen Zylinder. Dieser stellt somit eine Art Synthese von Kreis (außen: der Umfang) und Linie (innen: die Drehachse) dar. Auch ein gespanntes Stück Seil weist zylindrische Gestalt auf. Hier liegt lediglich eine deutliche Diskrepanz zwischen (vergleichsweise sehr geringem) Durchmesser und (relativ großer) Höhe bzw. Länge vor – die zylindrische Grundform ist dessen ungeachtet die gleiche geblieben. Unter dem Begriff „zylindrisches Zeitmodell“ möge nun ein solches Stück Seil vorgestellt werden. Die Mitte sollte nur in der Länge ausgedehnt gedacht, also *streng eindimensional* verstanden werden. Die Konsequenz wäre, dass etwa ein Drehen des Seils die (exakte) Mitte gar nicht bewegte oder veränderte. Diese Mitte wäre

damit nicht einfach ein Bestandteil des Seils. Sie transzendiert seine mechanisch-empirischen Eigenschaften und kann damit selbst als ein „Ort der Transzendenz“ verstanden werden.

Ein Seil hat zudem stets einen Anfang und ein Ende. Wie die Mitte, so sind auch diese keine gewöhnlichen Bestandteile des Seils. Im Unterschied zu allen möglichen Querschnitten berühren sie etwas, das *nicht* Seil ist. Wie auf einer Zeitachse, so lässt sich auch an jedem Punkt des Seils – Ausnahmen sind Anfang und Ende – nach vorne und nach hinten zeigen (etwa mit dem Finger). Im Unterschied zu dem Modell einer bloßen Linie ist aber auch ein Weg nach innen, zur „Transzendenz“ hin, möglich und leicht vorstellbar.

Dieses zylindrische Modell geschichtlicher Zeit – und von dieser müssen andere unterschieden werden, so vor allem die physikalisch-objektive und die auf Empfindungen bezogene, subjektive – könnte uns den Weg aus der Sackgasse weisen, die darin bestand, dass weder die lineare noch die zyklische Vorstellung für sich dem Geheimnis der Eucharistie gerecht zu werden vermochten. Das zylindrische Modell könnte beide auf die richtige Weise vereinigen und wirkt somit vielversprechend.

Dieses lässt sich nun mit Blick auf die platonische Philosophie der Zeit weiter elaborieren. Platons Welt der Transzendenz ist bekanntlich die überzeitliche der ungewordenen, ungeschaffenen, unvergänglichen und sich stets gleichbleibenden *Ideen*, zu deren bedeutendsten die Idee des Guten, die des Wahren und die des Einen gehören. Christliche Humanisten erkennen von je her in der antiken, insbesondere griechischen und römischen Geisteswelt den schönen Vorschein dessen, das mit dem Christentum schließlich ins helle Licht des Tages bzw. der Geschichte getreten ist. Platons Schriften führten Justin den Märtyrer, Ciceros Schrift „Hortensius“ führte Augustinus an die christlichen Wahrheiten heran. Viele tiefe und edle solche Wahrheiten konnten dann auch retrospektiv in der klassischen Literatur gefunden werden (etwa bei Vergil) – nicht zuletzt auch solche über die Trinität.<sup>11</sup>

Gemäß der spekulativen Kosmologie des platonischen „Timaios“ ist die Zeit ein „bewegtes Abbild der Ewigkeit“ (Ti 37d). Das ewige Sein der Ideen sei ohne Bewegung, Ideen würden nicht älter oder jünger (Ti 38a) und sie dürften keineswegs verzeitlicht (miss-)verstanden werden. Andererseits irrten wir uns, würden wir zeitlichen Vorgängen das „Sein“ im vollen Wortsinne zuerkennen (Ti 38b). Der bewegte Kosmos, der, seiner Unbeständigkeit wegen, gar nicht gänzlich „ist“, verfüge gerade damit über ein gewisses „Sein“, als er Abbild immer seiender Ideen sei (Ti 28 a ff). Ganz verfehlt wäre es nun, sich Platons Ideen verdinglicht vorzustellen, gleichsam als Sachen, die einfach starr und beziehungslos neben einander bestehen würden. Platon spricht im völligen Gegensatz dazu von dem Gesamt der Ideen als von einem „vollkommenen Lebewesen“ (*panteles zôon*: Ti 30 c ff) und im „Sophistes“ wird derselben Gesamtheit vollkommenes Sein (*panteles on*), Bewegung, Leben, Seele und Vernunft zugeschrieben (vgl. Soph 248 e ff).

Das vollkommene Leben sämtlicher Ideen ist auch von Plotin thematisiert worden. Im 7. Buch der 3. Enneade mit dem Titel „Über Zeit und Ewigkeit“ schreibt er über das Intelligible – bzw. über Platons „vollkommenes Lebewesen“ –, die von ihm hier so genannte *Ewigkeit*, das Folgende: „Im Hinblick auf ihre [der Ewigkeit] vielfache Kraft, gleichsam als das Substrat des Intelligiblen, heißt sie Substanz; als Leben heißt sie Bewegung; als das schlechthin sich Gleichbleibende Ruhe; als Einheit des Vielfachen Verschiedenes und Identisches. Fasst man nun dies wieder zu einer

---

<sup>11</sup> Vgl. hierzu J. Sellmaier, *Humanitas christiana. Geschichte des christlichen Humanismus*, München 1948.

Einheit des Seins, zu einem einheitlichen Leben im Intelligiblen zusammen, indem man von seiner Verschiedenheit möglichst absieht und auf das Unermüdliche seiner Wirksamkeit, auf das Identische, stets Unveränderliche, Ununterbrochene in seinem Denken und Leben blickt, so gibt dies, alles in allem betrachtet, den Anblick der Ewigkeit als eines Lebens, das identisch bleibt, welches das Ganze stets gegenwärtig hat und nicht jetzt dies, dann wieder etwas anderes, sondern alles zusammen ist, auch nicht jetzt diese, dann wieder jene Vielheit, sondern ungeteilte Vollendung.<sup>12</sup>

Die Ewigkeit ist somit die Unendlichkeit eines *Lebens in ungeteilter Vollendung* – wer würde bei solchen Worten nicht an die göttliche Trinität denken? (Und erinnert das Gute, Wahre, Eine nicht auch an Gott-Vater, Gott-Sohn und Gott-Heiliger Geist?) Stellen wir somit, diesen Punkt abschließend, kurz und bündig fest: Das begrenzte geschichtliche Leben in der Zeit stellt ein bewegtes Abbild des unbegrenzten ewigen innertrinitarischen Lebens dar. Für die Problematik „Eucharistie und Zeit“ ergäbe sich damit folgender Lösungsvorschlag.

#### 4. Resümee

Das archaische zyklische Geschichtsbild ist als ganzes genommen falsch und kann heute nicht mehr gerechtfertigt werden. Kaum etwas wiederholt sich in der Geschichte der Menschheit; streng genommen ist sogar immer alles zumindest aspekthaft *neu*. Die Linie ist somit als Modell der geschichtlichen Zeit grundsätzlich besser geeignet als der Kreis. Aber immerhin weist das zyklische Zeitmodell einen Bezug zur Ewigkeit (in einem Sinne dieses Wortes) auf – Stichwort „ewige Wiederkehr des Gleichen“ –, den das alternative Modell der Zeitlinie nicht zu generieren vermag. Denn zu jedem Zeitpunkt ist irgendwie auch Ewigkeit da und jeden Augenblick ist mit einem „Einbruch der Ewigkeit in die Zeit“ zu rechnen.<sup>13</sup> Das Modell des Zeitpfeils zielt immer nur Unendlichkeit an, erreicht oder verwirklicht diese aber nie. Niemals krümmt sich dieser Pfeil auch auf sich selbst zurück. Das zyklische Modell symbolisiert den Ewigkeitsgedanken in dem Umstand, dass von jedem Punkt in der Zeit die ausdehnungs- und veränderungslose Mitte „Ewigkeit“ angezielt und prinzipiell auch erreicht werden kann. Die Zeit verläuft aber nicht selbst im Kreis. Sie gleicht, wie festgestellt, eher einer Geraden als einer Kreisbewegung – allerdings einer Geraden mit einer Mitte, d. h. einem lang gestreckten Zylinder bzw. einem „Seil“. Wie in der Mitte des sich bewegenden Rads keine Bewegung geschieht, so ist die Mitte des „Zeit-Seils“ selbst zeitlos.

Bei dieser Mitte ist dabei nicht einfach an eine statische und tote Nichtzeitlichkeit zu denken, sondern eher an dynamische und lebendige Überzeitlichkeit. Auf diesen Gedanken hat uns niemand geringerer als Platon geleitet. Alle Zeitpunkte (besser „Ewigkeitspunkte“) stehen in der Mitte miteinander in simultaner überzeitlicher Beziehung. An der Oberfläche des Zeitseils herrscht die objektive Zeit der aufeinander abgestimmten Uhren. Darunter befinden sich die subjektiven Zeiten, besser Zeiterfahrungen. Hier kann die Zeit „wie im Fluge vergehen“ oder eine von Langeweile geprägte Stunde „gefühlte“ Stunden dauern. Und, noch weiter zur Mitte hin, kann eine tiefe, Monate währende Bewusstlosigkeit nach dem Erwachen wie ein

---

<sup>12</sup> Plotin, *Enneaden* (Berliner Ausgabe) 2013, 218.

<sup>13</sup> Vgl. S. Bonk, *Transzendenzerfahrungen. Einige Beispiele im Vergleich zu den Visionen von Fatima*, in: J. Kreiml / ders. (Hg.), *100 Jahre Botschaft von Fatima. Mitverantwortung für das Heil der anderen*. Mit einem Geleitwort von Bischof Rudolf Voderholzer, Regensburg 2017, 45–54.

bloßer Sekundenschlaf empfunden werden. Von jedem Punkt der Oberfläche aus ist die Ewigkeitsmitte prinzipiell erreichbar. Und umgekehrt kann sich die Ewigkeitsmitte an jedem Punkt im Seil oder auf dem Seil offenbaren oder zumindest die subjektive Zeit „färben“.

Und weil der Zeitpunkt des Opfers Jesu Christi vor etwa 2000 Jahren auf Golgota Bestandteil der Ewigkeit (geworden) ist, vollzieht der Priester auf dem Altar im Vollzug des Sakraments der Eucharistie kein neues Opfer, sondern er vollzieht das Opfer Jesu neu. Eben darin besteht der Gedanke der Vergegenwärtigung. Und dieser setzt eine Zeit voraus, die einen Bezug zu einer Ewigkeitsmitte aufweist. Nur der Akt der Opferung wiederholt sich, der Inhalt des Opfers bleibt sich immer gleich. Eine solche auf das zylindrische Modell der Zeit rekurrierende Erklärung der Eucharistie scheint sich nicht im Konflikt mit dem gesunden Menschenverstand zu befinden und wirkt auch nicht widersinnig.

## 5. Ein Postskriptum: Über die Dreifaltigkeitsikone des Andrej Rubljow

Wollte man zusätzlich zum Modell der zylindrischen Zeit eine Veranschaulichung des Gedankens von der *Ewigkeit als wahrer Mitte* empirisch erfahrbarer Zeit in der Geschichte der Malerei suchen, so bietet sich der Hinweis auf eine weltberühmte russische Ikone an. Besagtes Meisterwerk (es misst 142 auf 114 cm) wurde von dem Mönch Andrej Rubljow Anfang des 15. Jahrhunderts für die Dreifaltigkeitskirche im Kloster des hl. Sergej im heutigen Sergijew Possad, ehemals Sagorsk (etwa 70 km nordöstlich von Moskau), auf Holz gemalt. Die Ikone befindet sich gegenwärtig in der bekannten Tretjakow-Galerie in Moskau.

Dargestellt ist die Allerheiligste Dreifaltigkeit allerdings indirekt mittels dreier Männer, die Abraham bei den Eichen von Mamre einen Besuch abstatteten. Als er sie erblickte, tat der Patriarch etwas Erstaunliches. „Er warf sich zur Erde nieder und sagte: Mein Herr, wenn ich dein Wohlwollen gefunden habe, geh doch an deinem Knecht nicht vorüber (Gen 18,3)“. Der radikale Demutsgestus in Verbindung mit der Anrede dreier Personen im Singular hat christliche Kommentatoren schon früh zu der Überzeugung gebracht, dass wir es hier mit einem Hinweis des Alten Testaments auf das Geheimnis der Trinität zu tun haben dürften.

Ganz in dieser Tradition stehend, zeigt Rubljow die drei Männer von Mamre als überirdische, engelsgleiche Gestalten mit Stäben – Insignien der Macht – in ihren Händen und mit kreisrunden großen und hell strahlenden Nimben um ihre Häupter (vgl. Abb.). Sie sitzen um eine Mensa auf thronähnlichen Stühlen, die Füße herrschaftlich erhöht. Auf dem Tisch bzw. Altar ist ein Kelch zu erkennen. Eine Öffnung an der Stirnseite der Mensa dürfte als Reliquienkästchen gedeutet werden können. Man könnte von einer *Feier himmlischer Eucharistie* sprechen. Das Geheimnis der Eucharistie erstreckt sich bis in die Ewigkeit hinein, beginnt nicht „erst“ auf Golgata. Ganz in diesem Sinne scheint mir auch Johannes Paul II. von einer „immerwährenden Vergegenwärtigung“ zu sprechen.<sup>14</sup>

Die mittlere und höchste Figur dürfte Gott-Vater symbolisieren. Hinter ihm wird ein Baum sichtbar, der ihn zusätzlich als Schöpfer auszuweisen scheint. In seinem Gewand dominiert die blaue Farbe der Transzendenz. Der Vater schaut auf die Figur rechts von ihm, den Heiligen Geist, zeigt dabei aber auf die Figur zu seiner Linken, Gott-Sohn. Es ist, als würde Gott-Vater an den Heiligen Geist eine Frage richten, die sich auf den Sohn bezieht. Dieser Sohn neigt zur Antwort demütig das Haupt, indem

<sup>14</sup>

Vgl. die Enzyklika „Ecclesia de Eucharistia“ vom 14.04.2003, Nr. 5.

er gleichzeitig den Segen des Heiligen Geistes entgegennimmt. Über dem Heiligen Geist wird eine Kirche – Haus des Heiligen Geistes – sichtbar. Der göttliche Sohn hat bereits die grüne Farbe des Irdischen angenommen und blickt zum Kelch hernieder, da er soeben gesandt wird, die Welt durch sein heiliges Blut zu erlösen.

Alle drei sind in eine Kreisform hineinkomponiert, die sie als Einheit ausweist. Der Fluchtpunkt liegt vor der Szene, womit wir es auch bei dieser Ikone um ein Beispiel von „umgekehrter Perspektive“ zu tun haben.<sup>15</sup> Diese Perspektive soll den Blick des Betrachters nicht hinaus in einen illusionären Bildraum führen, sondern im Gegenteil hinein, nach innen, in sein eigenes Inneres. Diese innere Welt ist die vorrangige im Reich der Möglichkeiten einer Gottesbegegnung. Es ist, als würde man als Betrachter innerlich einem innergöttlichen Gespräch beiwohnen – einem solchen, bei dem es irgendwie außerhalb von Raum und Zeit um eine Entscheidung von Ewigkeitswert zu tun ist. Dieses Gespräch hat für alle Zeit die Menschwerdung des Sohnes und die Erlösung der Menschheit durch diese Menschwerdung festgelegt. Das Faktum ist seitdem wie in die Ewigkeit eingeschrieben. Was dann auf Erden historisch geschehen ist, stellt ein endliches Abbild und eine Fortsetzung dieses ewigen Ur-Ereignisses dar. Nicht die flüchtige empirische Gegenwart, sondern die Ewigkeit ist die eigentliche Mitte und der Halt der Zeit. Ikonen eröffnen Ausblicke in diese Transzendenz. Stehen wir während des Vollzugs des eucharistischen Geheimnisses „vergegenwärtigt“ gleichsam mit unter dem Kreuz, so sehen wir im Hinblicken auf die Ikonen ein Stück weit hinein in die Ewigkeit. Sehr verständnisvoll bemerkt hierzu Klaus Held:

„Die kultischen Bilder der ostkirchlichen Mosaiken, Fresko- und Ölmalerei, die ‚Ikonen‘, sind Kunst gewordene Lichtmetaphysik, Abbilder, die für den Gläubigen wie Fenster sind, durch die er in das lichterfüllte Jenseits schaut. Das überirdische Licht Gottes – plotinisch gesprochen: der Glanz – strahlt abbildlich wider im Glanz des Goldgrunds der Mosaiken. Die völlig flächig gewordenen Figuren sind so etwas wie Mattscheiben, auf denen die Ewigkeit durchleuchtet. Die figürliche Darstellung darf keine perspektivisch-leibliche Tiefe haben, weil sich damit gewissermaßen eine Schicht von verdunkelnder Körperlichkeit zwischen das göttliche Licht und unser Sehen schieben würde. Die Figuren müssen in sich tiefenlos sein, um gerade so völlig durchsichtig zu werden für die wahre Tiefendimension unseres Lebens, den Glanz der Ewigkeit.“<sup>16</sup>

---

<sup>15</sup> Vgl. P. Florenski, Die umgekehrte Perspektive, Berlin 1989.

<sup>16</sup> K. Held, Treffpunkt Platon. Philosophischer Reiseführer durch die Länder des Mittelmeers. Mit 25 Abbildungen und 2 Karten, Stuttgart 1990, 329.



Andrej Rubljow, Die drei Männer von Mamre („Allerheiligste Dreifaltigkeit“).  
[Bild: Wikimedia – gemeinfrei]